

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 111 (1985)
Heft: 34

Rubrik: Von Haus zu Haus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 26.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Anders als die andern

Nun reisen sie wieder. Ansichtskarten werden tonnenweise von Ost nach West, von Süd nach Nord, von drüben nach hüben verschickt. Blasser Durchschnittsbürger verlassen die Heimat,

Von Ilse Frank

braungebrannte Weltenbummler kehren zurück. Die Grenzen des Alltags sind überschritten, die Horizonte erweitert. Wer noch nicht weg war, darf die wunderbare Wandlung der Ausgeschwärmten bestaunen, ja, ruhig ein bisschen Neid durchschimmern lassen. – Die Erzähler registrieren es befriedigt.

Renate lauscht selbst langatmigen Schilderungen andächtig, lächelt aufmunternd, nickt verstehend. Gibt zu erkennen, dass sie, was andere tun, akzeptiert, obwohl sie es nicht nachahmt. Mit deutlichen Zeichen der Billigung kämpft die Vierzigerin gegen den Ruf eines Snobs. Renate fühlt sich nämlich durchaus nicht zu vornehm für die Adria, zu demokratisch für Moskau, zu zivilisiert für den australischen Busch; sie ist ganz einfach, was ihre Freunde spleenig, ihre Feinde verrückt nennen: Renate schweift nie in die Ferne – sie nimmt nicht einmal Ferien!

Die letzte Woche, die Renate in einem Hotel verbracht hat, ge-

hörte zum März 1973. Seither hat die Alleinstehende keinen Fuss mehr über eine fremde Schwelle gesetzt. «Wozu auch?» seufzt die Eigenbrötlerin chronisch, wenn sie jemand auf das Thema anspricht und ganz genau – ehrlich! – die Frage beantwortet haben will, ob Renate denn nie von einem Tapetenwechsel träume. «Was soll ich anderswo?» möchte die Phantasielose erfahren, ehe sie trotzig betont, ihr gefalle es in unseren Breitengraden.

Auf die diversen Wenn und Aber geht Renate nicht ein. Sie beteuert immer, nichts als ihre Ruhe haben zu wollen, und hofft, dass auch hartnäckige Störenfriede diesen Wunsch respektieren. Kaum ein Urlaubsmissionar denkt allerdings daran, klein beizugeben. Renates Widerstand spornet zu edlen Taten an. Die Lebenskundigen sind davon überzeugt, der Ignorantin zum Glück verhelfen zu müssen, schleppen verführerische Prospekte an, Dias, Zeitungsausschnitte, Tagebuchnotizen, Photobände, Atlanten. Renate prüft die Unterlagen genau, liest sie beflissen bis ergeben – und schickt männiglich unverrichteter Dinge nach Hause. Aus ihren eigenen vier Wänden lässt sie sich weder mit Versprechungen noch mit Drohungen treiben.

Renate sagt, der tägliche Ausflug zum und vom Arbeitsplatz sei ihr Bewegung genug. Im Geschäft finde sie ein festes Anforderungsgefüge. Sie begehre gar keine lange Freizeit, das Wochenende genüge ihr zur Erholung. Dabei sieht sie ewig aus, als klappe sie demnächst zusammen. Der Schein trügt zwar, denn Renate agiert mit einer Zähigkeit, die niemand der kleinen, dünnen Person zutrauen würde. Nur: auf die Dauer kann das unmöglich gutgehen, darin sind sich alle Treusorgenden einig. Renate strahlt, dankt jedem Besserwisser für seine Ratschläge – und zieht sich in ihr Stübchen zurück. Von Ferienempfehlungen mag sie bald gar nichts mehr hören.

Der Vorgesetzte rauft sich die Haare: Er dürfe die permanente Schufferei gar nicht gestatten, klagt er. Renate blickt ihm tief in die Augen, während sie wispert: «Ach, wenn mich doch ein Mensch gewähren liesse! Ach, wenn ich doch nicht tun müsste, was anderen gefällt!» «Anderen gefällt, anderen gefällt», echot der Chef, «Ferien sind Gesetz, da können Sie sich auf den Kopf stellen!»

Renate bleibt sitzen, kramt in einer Pultschublade, demonstriert, dass sie ihr Werk fortzusetzen begehrt. «Ich werde Sie am

Stuhl festbinden und auf die Strasse tragen!» faucht der Boss, bevor er, einmal mehr, geräuschvoll in sein Gemach verschwindet. Renate atmet auf, fürchtet jedoch, dass ihr Peiniger bald wiederkehrt. Und richtig! Wenige Stunden später verkündet er Unheil: «Der Personal-Müller ist im Anmarsch. Wenn er Sie ungeschoren lässt, heiße ich Fridolin!»

Renate sinkt fast in Ohnmacht, unternimmt dann aber einen letzten, tapferen Versuch, ihre Individualität zu retten: «Erklären Sie ihm, ich sei ein Workoholic», fleht die am ganzen Leib Zitternde, «ohne meinen Job werde ich wahnsinnig!» Der Chef starrt stumm. Nach unendlich langen drei Minuten entscheidet er: «Das ist kein Argument! Vorschriften sind da, um respektiert zu werden.»

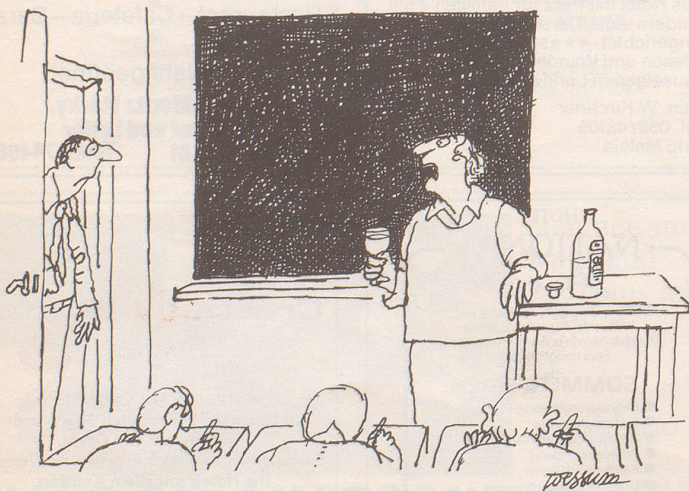
Dann steht Renate vor dem ihr übergeordneten Männerduo. Die Szene wird zum Tribunal. Alle Rechtfertigungsreden fruchten nichts: Die Einsame bringt den geselligen Gesellen nicht bei, dass sie nur im Stress zu existieren vermag, dass sie sich vor der Musse fürchtet, die sie in die Isolation treibt. Die Wohlmeinenden verstehen Bahnhof. Und auf ihn schicken sie Renate. «Ausgangspunkt Sehnsucht», zitieren sie frei, denn sie sind gebildet – in dessen nicht wissend genug, um zu erkennen, dass für Renate am Start die Endstation liegt.

Sizilianischer Sonntag

Ein sonnenheller Morgen liegt über dem Land. Das eigenartige Geläute einer Kirchenglocke mischt sich mit dem lustigen Bimmeln der Glöckchen einer Schafherde, und aus der offenen Tür der Osteria ertönen Mandolinenklänge. Seidenblau spannt sich die Himmelskuppe über die Felder, worin zu Hunderten violettblau die Artischocken blühen. Die grosse Hecke der Feigenkakteen hat sich mit gelben und orangefarbenen Blümchen geschmückt. Die riesigen, dunkelblauen Wicken am Gartenzaun, goldene Ginsterbüsche und rosa Oleander locken unzählige Käfer und Schmetterlinge an. In den Mandelbäumen streiten sich die

Spatzen wegen nichts und wieder nichts. Welch wunderschönes Land!

Wir haben das Glück, ein kleines Haus zu bewohnen, und wenn ich vor die Tür trete, scheint es mir, ganz Sizilien liege mir zu Füßen. Dieses Bild strömt Frieden und Ruhe aus. Doch es ist die berühmte Ruhe vor dem Sturm! Denn heute, am Sonntag, werden sie alle, alle aufkreuzen, um gemeinsam zu speisen. Alle, alle, das sind Väter, Mütter, Onkel, Tanten, scharenweise Kinder, Freunde und Bekannte. Platz genug ist vorhanden, vor dem Haus befindet sich eine riesige Terrasse, die zum Weg hin offen liegt. Bald haben sich dann auch schon sechs Autos darauf plaziert, der Inhalt stürzt sich in Massen auf mich, jeder wird von jedem umarmt und geküsst, alles ist getragen von einer so gewinnenden Herzlichkeit, dass ich nur schmunzeln kann.



«Haben Sie das nicht begriffen? Wir sind nur verpflichtet, während der Schulstunden nicht mehr zu rauchen!»

Nun wird geschnitten, gehackt, gebraten und gekocht, die Kinder toben ums Haus, und der fünfjährige Aldo setzt sich gar in ein Auto und knallt damit rückwärts in die Mauer. Grosses Geschrei, Ohrfeigen, dann Küsse, man ist froh, dass nichts weiter passiert ist, und bevor die Nonna zum Essen ruft, klemmt Lauretta die grosse Zehe in die Speichen des Velos und wird sofort zum Dottore gebracht. Derweil beisst sich Zio Giuseppe an einer unreifen Mandel seinen letzten Zahn aus dem Gebiss, und er geht schnurstracks zum Zahnarzt. Das ist alles möglich in Sizilien, auch an einem Sonntag.

Mit zwei Stunden Verspätung kommt dann das Essen auf den Tisch, allmählich wird es Abend, und die Gesellschaft verzieht sich, bis auf einige Unentwegte. Meine Tochter Anne bringt den kleinen Claudio zu Bett, und nun geschieht es, dass die Tür ins Schloss fällt, und ohne Schlüssel ist sie von aussen nicht zu öffnen. Der Schlüssel aber befindet sich im Innern des Hauses, und wir sind alle ausgeschlossen, und guter Rat ist teuer. Man will die Polizei holen, doch die weigert sich, am Sonntag zu arbeiten.

Hochwürden, der auch noch unter uns weilt, gibt den Tip, durch die sich auf dem Dach befindenden Wasserbehälter ins Haus einzusteigen. Er versucht es sogar selbst, ist aber viel zu dick dazu, und überhaupt, diese Idee ist undurchführbar. Das Fenster zum Zimmer wäre offen, aber davor ist ein Eisengitter angebracht. Man bittet den Nachbarn um eine Eisensäge, dann wird wie toll gearbeitet, und das Kreischen der Säge vermischt sich mit dem Gebrüll des eingeschlossenen Claudio. Aber die Sache gelingt tatsächlich, nur ist inzwischen dem Herrn Pfarrer der Zug abgefahren. Der Geistliche wollte nach Rom, und jemand muss ihn jetzt im Höllentempo nach Catania fahren, damit er dort den Anschluss erwischt.

Nun noch das Tollste an der Geschichte: Anne findet den verflixten Schlüssel in der Tasche ihres Kleides, das sie trägt. Mamma mia, Sicilia...

Leni Kessler

Revision

Ich wohne in der Nähe einer grossen Strassenkreuzung, wo der Verkehr mit Ampeln geregelt

wird. Man ist daran gewöhnt und kennt auch die Intervalle, in denen die Farben Rot, Gelb und Grün umschalten

Eines Morgens blinkten sämtliche Ampeln gelb, und irgendwo hing ein Schild «Revision». Ich war gespannt, wie sich der Verkehr nun abwickeln würde. Das erwartete Chaos blieb aus – im Gegenteil! Plötzlich war jeder gezwungen, sich anstatt auf die Ampeln auf die anderen Verkehrsteilnehmer zu konzentrieren. Und das Unerwartete geschah: Autofahrer und Fussgänger lächelten sich zu, verständigten sich durch Handzeichen, und nie zuvor haben mir so viele Autofahrer in so kurzer Zeit Zeichen gegeben, ich solle doch die Strasse überqueren. Bei der abendlichen Heimkehr wiederholte sich die gegenseitige Rücksichtnahme.

Am nächsten Morgen funktionierten die Ampeln wieder. Wie gewohnt hasteten die Leute bei Grün über die Strasse und blieben bei Rot wie angewurzelt stehen, ohne nach links oder nach rechts zu schauen. Mit Wehmut dachte ich an die Revision vom Vortag und ihre Folgen. Ob wohl nicht manches besser klappen würde, wenn man die Menschen weniger «programmierte» und ihnen gewisse Entscheidungen wieder selbst überliesse?

Ruth Binde

Ein Erzengel

In den letzten Tagen der Theatersaison 1984/85 wollte ich nochmals ein Schauspiel geniessen. Es war etwa die fünfte Aufführung, die ich im umgebauten, jetzt für Rollstuhlbenützer zugänglich gemachten Musentempel besuchte. Wie bisher üblich, beabsichtigten meine Begleiterin und ich, drinnen an der Wand die erwartungsvolle Stimmung auf uns einwirken zu lassen, gehört das doch zur Vorfreude. Dass wir uns nicht bereits an «unseren» Platz setzen sollten, war uns beiden klar; Rollstühle brauchen nun einmal viel Raum. Was nützt aber die beste, durchführbar scheinende Idee, wenn es den anderen nicht passt?

Es läutete bereits, die diensthabende Portière liess uns nicht durch. Beim dritten Läutezeichen half auch der verbale Protest nichts ... Erst als ein Zuschauer im letzten Moment durch die Tür schlüpfte, wurde sie uns huldvoll

freigegeben! Auch ohne echte Vorfreude genossen wir dann das Dargebotene; unser Harren hatte sich gelohnt.

Seither erinnere ich mich öfter schmunzelnd an jene im nachhinein ergötzliche Episode. Sollte ich je mit Religionslehrern ins Gespräch kommen, könnte ich ihnen nun erzählen, wie der Erzengel ausgesehen haben muss, als er Adam und Eva die Rückkehr ins Paradies verwehrte.

Hanni Gerhard

Vergessen – ein Situationsbericht

Die Massenmedien können bestimmen, womit sich die Menschen gedanklich beschäftigen, nicht aber ihre Meinungen beeinflussen. Diesen Satz habe ich irgendwo gelesen, und er scheint mir richtig überlegt.

Im Augenblick ist es um den Wald und seine Sterberei bedenklich ruhig geworden. Nach dem Frühjahrsrummel in Bern, bei dem sich jeder Politiker bemühte, wenigstens ein kleines grünes Ornament für sein Image zu ergattern – die nächsten Wahlen kommen bestimmt –, scheint

die Sorge um den Wald ganz einfach vergessen. Das Thema ist von anderen Ereignissen abgelöst worden. Von Ereignissen, die im Moment mehr hergeben. Die Autopartei macht Stimmung gegen die Umweltschützer, wie mir scheint mit Erfolg, und die Garagisten beklagen sich, sie hätten sich von den Journalisten unter Druck setzen lassen und sässen jetzt auf den bestellten Katalysatorautos, die kein Konsument kaufen wolle.

Hie und da hat ein Stadt- oder Gemeindepräsident die gloriose Idee, sich vor seinem neuen Katalysatorauto fotografieren zu lassen; Stadtväter müssen schliesslich mit dem guten Beispiel vorangehen, und schaden kann es auf keinen Fall, im Gegenteil.

Der Durchschnittsbürger redet sich ein, die Angelegenheit sei in Bern gut aufgehoben, und schläft den Schlaf des Gerechten bis zum bösen Erwachen.

Dina

Reklame

Man spült den Mund nach jedem Essen Niemals dazu Trybol vergessen!

Trybol Kräuter-Mundwasser und Zahnpasta **Trybol**

ECHO AUS DEM LESERKREIS

Gute Idee

(Nebelpalter Nr. 29)

Frau Ruth Meyner möchte ich zu ihrem Vorschlag von gemischten Grossfamilien recht herzlich gratulieren.

Wie manche ältere Frau, die keine Verpflichtungen mehr hat, würde sich gerne noch nützlich machen! Wie viele traurige Einsame gibt es doch, die keine Familie haben! Man liest ja zur Genüge über diese Altersgettos. So eine Frau sagte einmal: «Alles ist recht, aber es bleibt halt doch ein Wartsaal auf den Tod.»

Die Idee, Alte, Kinder und eventuell Drogensüchtige (solche, die geheilt sind) zusammenleben zu lassen – warum eigentlich nicht? Wie manche ältere Frau bekäme dadurch das Gefühl: Es hat mich doch noch jemand gern und etwas lieb! Wie manches Kind wäre über eine Ersatzgrossmutter froh, die noch Zeit hat, sich auch kleiner Probleme anzunehmen, oder die sogar noch Geschichten erzählen könnte; auch heutige Kleinkinder ziehen dies einem Tonband vor.

Wie viele junge Frauen wären froh, nicht nur bei Ämtern ihre Sorgen abladen zu können, sondern eine private, mitfühlende Person zu finden, die Zeit zum Zuhören hat! Es ist ja das Übel unserer Tage, dass niemand Zeit hat. Auch für einen älteren Mann könnte es beglückend sein, noch Hand anlegen zu dürfen, mit heranwachsenden Buben zu basteln oder im Garten zu helfen. Ich könnte mir vorstellen, dass man auf einem Hof eine Art Selbstversorger sein könnte. Zum Beispiel auf dem wunderbaren Wannentalhof, der leider nicht nach dem Gesetz gebaut wurde, wäre ein solches Experiment zu wagen. Junge Mütter ohne Vater hätten jemanden für viele Handreichungen, und ehemalige Drogensüchtige würden sehen, dass sie nicht allein sind mit Problemen. Es würde ihr Selbstvertrauen stärken, wenn sie sähen, dass sie gebraucht werden, statt von der Gesellschaft geächtet zu sein. Eigentlich wundere ich mich, dass die vielen «Fachleute» nicht schon lange auf diese Idee gekommen sind.

Hedi